

tischer Klugheit“ und den Geboten der Sittlichkeit, wie sie im ethischen Naturgesetz und im Christentum verankert sind? Meinecke sieht die Staatsräson, wenn das staatliche Leben eine gewisse Höhe oder Vollendung erreicht hat, viel mehr als Brücke „zwischen Kratos und Ethos, zwischen dem Handeln nach Machttrieb und dem Handeln nach sittlicher Verantwortung“ (Die Idee der Staatsräson, Werke Bd. 1, München 1957, Oldenbourg, S. 5). Leider hat er diese Brücke dann selber wider in Frage gestellt.

Es soll nicht geleugnet werden, daß es Situationen geben kann, wo der Politiker in Gewissenskonflikt gerät zwischen dem Diktat des augenblicklichen Staatsnutzens und dem Non licet der sittlichen Gebote. Aber ist dies der Normalfall? Jeismann selber kennt verschiedene Auffassungen der Staatsräson. So sagt er von Bismarck, daß er sich nicht nur dem Staatswesen, sondern Gott selber verpflichtet fühlte, seinen Dienst am Gemeinwesen nicht nach apriorischen Prinzipien oder allgemeinen politischen Grundsätzen, sondern nach den realen Verhältnissen und Gegebenheiten auszurichten. Die ethischen Grundsätze, das scheinen hier die apriorischen Prinzipien zu sein, die in Gegensatz zu den „gottgegebenen Realitäten“ der Geschichte stehen. Und da die ethischen Werte letztlich in Gott begründet sind, so stünde hier Gott gegen sich selber. Wir hätten einen innergöttlichen Dualismus. Die gottgegebenen Realitäten und der in ihnen sich ausdrückende göttliche Wille stünden gegen Gottes Willen, insofern er Ursprung und Urheber der sittlichen Gebote ist. Daß hier eine verhängnisvolle Begriffsverwirrung vorliegt, dürfte einleuchten. Um sie zu beheben, wäre zunächst der Begriff des Staates und der Macht aus ihrer Nähe zum Bösen zu befreien. Sodann müßte aufgezeigt werden, daß Wertwelt und Wirklichkeit, Idee und Geschichte, allgemeines Gesetz und konkrete Situation nicht schlechthin im Gegensatz, sondern in einem polaren Spannungsverhältnis zueinander stehen, — und drittens, daß die „Realitäten“ der Geschichte keineswegs immer gottgegeben sind.

Bismarck hat übrigens diese Realitäten oft sehr willkürlich ausgelegt und ist noch willkürlicher gewesen in dem, was er als absolute Notwendigkeit des Staatswohles ausgab. Wir wissen heute, daß er sich darin oft sehr geirrt hat.

Was das Problem des Präventivkrieges oder des Krieges überhaupt angeht, so ließe es sich nur einigermaßen befriedigend lösen dort, wo erstens von allen Staaten die Grundwerte des Naturrechtes anerkannt werden, zweitens die Wahrung des internationalen Rechtes einer überstaatlichen Völkerorganisation anvertraut und damit die Furcht, die Wurzel so vieler Kriege,

beseitigt und die Machtgier einzelner Gemeinwesen gezügelt wird. G. F. Klenk SJ

*Heer, Friedrich: Experiment des Lebens. Von den Wegen in die Zukunft. (325 S.) Nürnberg 1957, Glock und Lutz. Ln. DM 11.50.*

Es sind historische und zeitgeschichtliche Fragen, Kulturprobleme der Gegenwart, Fragen an das Europa von heute und das heutige Christentum, auch an das katholische Christentum, die Heer hier stellt und behandelt. Alle Ideen, die er in seinen größeren Werken weit ausgebreitet hat, sind in diesen Vorträgen und Aufsätzen neu aufgearbeitet und in vielem ergänzt. Die Themen sind fast durchweg meisterhaft formuliert und ihre Ausführung oft mit Sprengstoff geladen: „Unser Geschichtsld im Atomzeitalter“; „Das Abendland und das Kleine“; „Das Reich und die Erben“; „Der Mythos vom korrupten Westen“; „Weltuntergang, Lebensangst, Nihilismus und ihre Überwindung“; „Nationale und universale Aspekte des europäischen Katholizismus“ usw. Heer rüttelt wach: er treibt die Leute aus ihren künstlichen Gehäusen, ihrem geistigen und religiösen Ghetto, ihrer Angst und Enge. Er entlarvt geschichtliche Phantasie- und Trugbilder. Er schont keinen, vor allem seine Volks- und Glaubensgenossen nicht. Und oft möchte man sagen: er hat tausendmal recht. Aber dann ist er wieder sein eigener Widersacher, setzt neben die These eine ebenso überspitzte Antithese, ohne die Gegensätze in einer höheren Synthese aufzuheben. Der Leser hat Mühe, unter diesen Sturzbächen vielschichtiger Ideen und Urteile eine ruhige Sicht zu bewahren.

Heer zürnt gegen das düstere Geschichtsbild einer ehrwürdigen platonisch-augustinischen Tradition — aber wie ist es, wittert er nicht selbst in allem den Verfall? Er sieht und zeichnet in einzigartiger Schärfe das Wesen des Abendlandes — und schneidet aus diesem Wesen dann doch einen unersetzlichen Teil heraus: den griechischen Geist, und überantwortet ihm den „Osten“, verschmilzt ihn zu einem Begriff mit dem Orient. Er stellt die habsburgische Universalität ganz richtig dem nationalistischen Ghetto entgegen — behauptet dann aber, daß es die Nationalisten gewesen seien, die es Kaiser Franz II. verübten, daß er 1806 das Reich preisgab.

Nein, Bismarck und die Altpreußen sind keine Erben des Reiches, und das zweite Reich ist nicht daran gescheitert, daß es eine überlebte Reichsidee weiterführte, sondern daran, daß es mit Gewalt den Nationalstaat in einem Raume verwirklichte, wo er nicht möglich ist. Heer sieht bereits heute wieder gefährliche Reichsspekulationen im Gedanken des geeinten Europas. Die einzig rechtmäßige Nachfolgerin des „Reiches“ ist ihm die Gesamtmenschheit und ihr

organisatorischer Ausdruck, die UNO. Eine Geschichtsschau, die an unorganischer Abstraktheit nichts zu wünschen übrig läßt.

Ein letztes Beispiel: Nach Heer haben die „nationalsten“ Kirchentümer Europas die „universalsten, weltweitesten und weltgültigsten Missionsbewegungen aus ihrem Schoße entbunden“ (151). Das sind nach der irisch-keltischen die spanische, italisch-römische und die französische Kirche. Wie steht es aber, ebenfalls nach Heer, mit diesen weltgültigen Missionen? Asien ist, im ganzen gesehen, heidnisch geblieben, und Lateinamerika lernte den Katholizismus nur als aufrege Herrschaftsform kennen. Und in Japan stellt sich der Katholizismus den Einwohnern in rund 150 verschiedenen Kongregationen, Orden, Frömmigkeitsstilen vor, welche die Japaner eifrig zu sich selbst anstatt zur Kirche und zu Christus bekehren wollen (179). Also eigentlich eine missionarische Bankrotterklärung.

So ist Heers Buch voller Geist und voller Gegensätze — und trotzdem jedem zu empfehlen, der sich zutraut, damit fertig zu werden. G. F. Klenk SJ

## Volkswirtschaft

**Röpke, Wilhelm:** Jenseits von Angebot und Nachfrage. (368 S.) Erlenbach-Zürich-Stuttgart 1958, Eugen Rentsch. Ln. DM 16,80.

Als in den Jahren nach dem Zusammenbruch R.s Trilogie „Gesellschaftskrisis der Gegenwart“, „Civitas humana“, „Internationale Ordnung“ in Deutschland zugänglich wurde, wirkten diese Bücher durch ihre im Gegensatz zu dem Ns-Schrifttum im besten Sinne „liberale“ Haltung wahrhaft erfrischend und befreiend und haben zweifellos dazu beigetragen, den Ns-Ungeist zu überwinden. Erstmals in dem 1950 von R. für die Bundesregierung erstatteten Gutachten zur Wirtschaftspolitik zeigte sich eine dogmatische Verhärtung und Überspitzung, die den Verf. hinderte, Andersdenkenden gerecht zu werden und insbesondere die Schattenseiten der sozialen Entwicklung in der Bundesrepublik zu sehen, geschweige denn sie gerecht zu würdigen und die notwendigen Hinweise zur Abhilfe zu geben. Das hat — außer in ausgesprochen neoliberalen Kreisen — seinem Ansehen schweren Abbruch getan. Leider ist R. auf diesem Wege seither ständig fortgeschritten, was auch seine zeitweilig bemerkenswerte Annäherung an die katholische Soziallehre zum Teil wieder rückgängig gemacht hat. In vorliegendem Werk denkt R. seine Gedanken gewissermaßen zu Ende. Richtig erkennt er die „geistig-religiöse Krise“ als die entscheidende Not der Gegenwart (21); richtig sagt er auch, daß Gott das alleinige und gegen keinen

anderen Zentralwert auswechselbare Zentrum sein muß (318). Von dieser Grundlage aus kann er sehr berechtigterweise gegen kollektivistisch-perfektionistische Überreibungen angehen. Unhaltbar aber ist es, den sozialen Rechtsstaat oder Wohlfahrtsstaat mit seinen Einrichtungen und Maßnahmen sozialer Hilfe kurzerhand mit diesen Verirrungen gleichzusetzen. Schon der schrille Ton, den R.s Ausführungen annehmen, sobald er auf diese Dinge zu sprechen kommt, verrät, daß er sich hier auf Kosten der Sachlichkeit von seinem Eifer fortreißen läßt.

Beherzigenswert ist R.s Warnung vor dem (in unseren Kreisen leider nicht ganz seltenen) „nationalökonomischen dilettantischen Moralismus“, den er als „ebenso erschreckend“ bezeichnet wie „moralisch abgestumpften Ökonomismus“ (145).

Auch in vorliegendem Werk nimmt R. den wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands als Erfahrungsbeweis für die Überlegenheit der Marktwirtschaft und damit für die Richtigkeit der dahinter stehenden „Philosophie“ in Anspruch. Bereits vor Jahren hatte er in der *Neuen Zürcher Zeitung* an mich die Frage gerichtet, warum ich mich „so unwillig zeige, (ihn) als den überwältigenden Erfahrungsbeweis zugunsten der Marktwirtschaft anzuerkennen“. Nunmehr stellt er selbst fest, daß „selbst im Falle Deutschlands“ es sich um keine systematisch sauber durchgeführte Marktwirtschaft handle, sondern um ein „Misch-Masch-System“ (45). Genau diese Tatsache werde ich als den unwiderleglichen Erfahrungsbeweis dafür, daß ein solches „Misch-Masch-System“ entgegen der neoliberalen Lehre und insbesondere der sogenannten Freiburger Schule sehr wohl funktionsfähig ist. Darüber, ob es diese seine erwiesenermaßen sehr hohe Leistungsfähigkeit den marktwirtschaftlichen oder den zentralverwaltungswirtschaftlichen Ingredienzen verdankt, ob diese Wirtschaft *trotz* oder *umgekehrt* gerade wegen dieser als „Misch-Masch“ bezeichneten Kombination von Elementen beider Systeme bisher so ausgezeichnet funktioniert hat, darüber vermag nicht die Erfahrung sondern einzig und allein die theoretische Analyse etwas auszusagen. O. v. Nell-Breuning SJ

**Drechsler, Wolfgang:** Volkskapitalismus. Gedanken über eine zeitgemäße Gesellschaftsordnung. (72 Seiten) Baden-Baden und Frankfurt/M. o. J. (1957), A. Lutzeyer. Kart. DM 5,80.

Der Verf. bildet die Antithese Staatskapitalismus/Volkskapitalismus (51) und befürwortet den Investivlohn als den Weg, der uns ersteren ersparen und zu letzterem führen soll, bringt allerdings ganz gegen Ende die Einschränkung, das investive Lohnsparen sei kein Patentrezept (71). Nun ist